

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 127 (1982)
Heft: 12: "Schulpraxis" : Turnen und Sport in Stanford

Sonderheft: "Schulpraxis" : Turnen und Sport in Stanford

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lehrerzeitung

Schweizerische
Zeitschrift für Bildung, Erziehung, Unterricht · Organ des Schweizerischen Lehrervereins

Sonderausgabe «Schulpraxis» · Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins

25. 3. 1982 · SLZ 12



Turnen und Sport in Stanford

Peter Mürner: Bericht über einen Studienaufenthalt
an der Universität Stanford, USA, vom 1. Januar bis 1. Juli 1981

Schulpraxis / Schweizerische Lehrerzeitung — Nr. 12

25. März 1982

Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins

Die «Schulpraxis» wird laufend im Pädagogischen Jahresbericht (Verlag für pädagogische Dokumentation Duisburg) bibliographisch nachgewiesen.

Redaktion des «Schulpraxis»-Teils: H. R. Egli, 3074 Muri BE

Druck und Spedition: Eicher & Co, 3001 Bern

Peter Mürner:

Turnen und Sport in Stanford

I. Einführung

1. Vorbemerkungen	33
2. Ziel meines Bildungsurlaubes	33
3. Planung	33
4. Stanford	33
5. Mein Studienplan	33
6. Aussagewert meines Studienaufenthaltes	34

II. Schulturnen in den USA

1. Das amerikanische Schulsystem	37
2. Physical Education an den amerikanischen Schulen	38
3. Das Team und das Coaching	38
4. Die Sportanlagen und die Ausrüstung für den Turnunterricht	39
5. Der Stellenwert des Sports in der Schule	40

III. Persönliche Erfahrungen im Schulturnen

1. Auf der Unterstufe	40
2. Die «Normallektion»	40
3. Probleme im Schulturnen	42
4. Ganzheitsmethode	42
5. Mithilfe im Unterricht	42
6. Ein paar Gedanken zum Sport	42

IV. Sport an der Universität

1. Das Sportmanagement an der Universität	43
2. Athletics, Physical Education and Recreation	43
3. Sind die amerikanischen Studenten, die Spitzensport betreiben, Profis?	43

V. Die Turnlehrerausbildung

1. Organisation des Turnlehrerstudiums	44
2. Physiology of Exercise	44
3. Turnpraktikum der Sportstudenten	45
4. Psychological Aspects of Learning and Performance	45
5. Der Trainer und das Athletic Training	45
6. History of Education in den USA	46
7. Der Turnlehrer	46
8. Die Zukunft des Universitätssportes in Stanford	47

VI. Sport im Volk

1. Betreibt der Amerikaner viel Sport?	47
2. Santa Clara International Swim Center	47
3. Die Profiteams in den USA	47

VII. Schlussbemerkungen

Titelbild: Playground in Redwood City, California

Adresse des Autors: Peter Mürner, Turnlehrer, Ursprungstrasse 95,
3053 Münchenbuchsee

Amerika, hast du es besser?

Der Kulturaustausch zwischen USA und CH scheint in vollem Gange zu sein. Ein Kenner versichert, New York und San Francisco seien für manche Schweizer Künstler derart tonangebend, dass ihre Amerikaeuphorie oft ins Fragliche abgleite. Andererseits lesen Schweizer Schriftsteller wie Vogt, Loetscher und Dürrenmatt als «Writer-in-Residence» an einer Universität in Los Angeles. Seit kurzem hat die Schweiz auch in New York einen eigenen Lehrstuhl, ungeachtet von antiamerikanischen Vorbehalten vieler Schweizer.

Um das diffuse bis differenzierte Nebeneinander von Amerikanismus und Antiamerikanismus in unseren Tagen kümmert sich Peter Mürners Beitrag in diesem Heft der «Schulpraxis» nicht. Seine Beobachtungen zu Turnen und Sport in der Bay Area von San Francisco sind eingebettet in das Erleben einer für ihn und seine Familie neuen Welt, die er zunächst einmal kennen lernen will, ohne sie gleich mit Pro und Contra zu etikettieren. Manches ist ihm einfühlbar, anderes bleibt fremder, wie etwa die Eigenart des Baseball – für fast jeden fremdländischen Zuschauer weit weniger attraktiv als Eishockey mit ersichtlichem Zusammenspiel von Mannschaften, dynamisch, mit spannenden Spielzügen. Tief eindrücklich dagegen bleibt dem Autor des Beitrages der amerikanische Hang und Drang zum Team, der Zugehörigkeitswille zu einer Mannschaft. Die vielen Beobachtungen zur amerikanischen Art der Leibeserziehung werden die Fachkollegen Peter Mürners zu würdigen wissen.

Aber unser Heft wendet sich nicht nur an Fachleute für Turnen und Sport, sondern an Lehrerinnen und Lehrer aller Fachrichtungen und Stufen. Manches, was der Autor zu sportlichen Betätigungen bemerkt, ist übertragbar auf andere Fachbereiche. Begnügen wir uns für einmal nicht nur mit dem Stichwort «übertragbar». Fast jedes Heft der «Schulpraxis» rechnet ja mit dem Leser, der nicht nur Rezepte sucht, sondern der Übertragung fähig ist. Dürfen wir deshalb zu zeigen versuchen, dass Peter Mürners Bemerkungen zum Sport tatsächlich in andern Fächern auszuwerten sind? So lässt sich die Methode des Coachings auf den Aufsatzzunterricht übertragen (vgl. S. 38f, 45), um ein auf den ersten Blick ausgefallenes Beispiel zu nennen. — Der

Fortsetzung 3. Umschlagseite

Peter Mürner:

Turnen und Sport in Stanford

Bericht über einen Studienaufenthalt an der Universität Stanford, USA, vom 1. Januar bis 1. Juli 1981

I. Einführung

1. Vorbemerkungen

Seit mehr als zehn Jahren stehe ich im bernischen Schuldienst. Schon während meiner Studienzeit suchte ich nach Möglichkeiten, einmal in einem fremden Land zu unterrichten, jedoch ohne Erfolg. Eine Möglichkeit, in Bangkok zu unterrichten, musste ich fallen lassen, da ich meine Stelle in Interlaken hätte aufgeben müssen. Vor zwei Jahren meldete ich mich bei der schweizerischen Lehrerfortbildungszentrale in Luzern für einen Stellenaustausch mit einem amerikanischen Turnlehrer. Obwohl meine Bewerbung angenommen wurde, liess sich kein amerikanischer Turnlehrer finden, mit dem ein Austausch hätte organisiert werden können.

Von Kollegen auf die Möglichkeit eines Bildungsurlaubs aufmerksam gemacht, bewarb ich mich sogleich darum.

2. Ziel meines Bildungsurlaubs

Ich wollte die amerikanische Turn- und Sportlehrerausbildung kennenlernen und an deren Kursen aktiv teilnehmen. Dadurch erhoffte ich mir Einblick in den amerikanischen Turnbetrieb auf den verschiedenen Schulstufen. Weiter sollte mir der Aufenthalt neue Impulse für meine Arbeit als Seminarturnlehrer geben und mein Fachwissen in den einzelnen Sportdisziplinen erweitern. Nicht zuletzt wollte ich selber intensiv Sport betreiben.

3. Planung

Ich nehme die Gelegenheit wahr, der bernischen Lehrerfortbildungszentrale für die speditive und wohlwollende Behandlung meiner Gesuche und Anliegen, meinen Bildungsurlauf betreffend, vielmals

zu danken. In diesen Dank möchte ich auch Herrn Dr. R. Meyer, Seminardirektor, Hofwil, einschliessen.

Probleme zeigten sich mit amerikanischen Universitäten. Niemand war in der Lage, mich kompetent über die amerikanischen Universitäten und deren Turnlehrerausbildung zu informieren. Anfragen an elf Universitäten ergaben, dass ich mich ohne TOEFL (Test of English as a Foreign Language) nirgends immatrikulieren konnte. Wohl einem glücklichen Zufall verdanke ich das Angebot der Universität Stanford, mich als «Visiting Scholar» aufzunehmen. Dass Stanford in der Medizin einen guten Namen hat, ist in der Schweiz bekannt. Was mir in der Turnlehrerausbildung warten sollte, konnte mir niemand sagen. Einzig das Wissen um die Nähe weiterer Universitäten wie San Francisco, Berkeley und San José gab mir das Vertrauen, irgendwo würden meine Erwartungen erfüllt werden.

4. Stanford

Die Universität von Stanford wurde 1891 durch Leyland Stanford gegründet und ist somit eine private Universität. Nach Harvard und Yale ist sie heute Nr. 3 in den USA, das heisst die führende Uni im Westen. Weltruf haben der Medical-Center, die Business-School und die Elektronik-Abteilung. Aber auch das STEP-Programm (Stanford Teacher Education Program) geniesst einen sehr guten Ruf. Dr. Wesley Ruff, Chairman of the Athletic Departement und vor kurzem selber in einem «Sabbatical» im Ausland, kannte deshalb meine Anliegen. Er hatte mir zum Status eines «Visiting Scholar» verholfen, das heisst ich erhielt freien Zugang zu allen Kursen und Vorlesungen des Athletic Departements. Somit fiel

das Immatrikulieren dahin, was mir Kosten von etwa 10 000 Franken ersparte. (Heute kostet ein Jahr Stanford über 10 000 Dollar!)

Stanford bietet eine Turnlehrerausbildung für «graduate students» an, welche einen Teil des STEP darstellt.

5. Mein Stundenplan

Folgende Kurse hatte ich belegt:

Praktische Kurse:

Schwimmen (Anfänger und Fortgeschrittene)

Geräteturnen

Badminton

Tennis

Volley

Lebensrettung

Gewichtstraining

Allgemeines Konditionstraining

Theoretische Kurse:

Physiology of Exercise

Athletic Training

Psychological Aspects of Learning and Performance

Curriculum and Instruction in Physical Education

History of American Education

Beobachten des Team-Trainings:

Schwimmen

Wasserspringen

Leichtathletik

Football

Baseball

Selber einen Kurs unterrichten:

Windsurfen

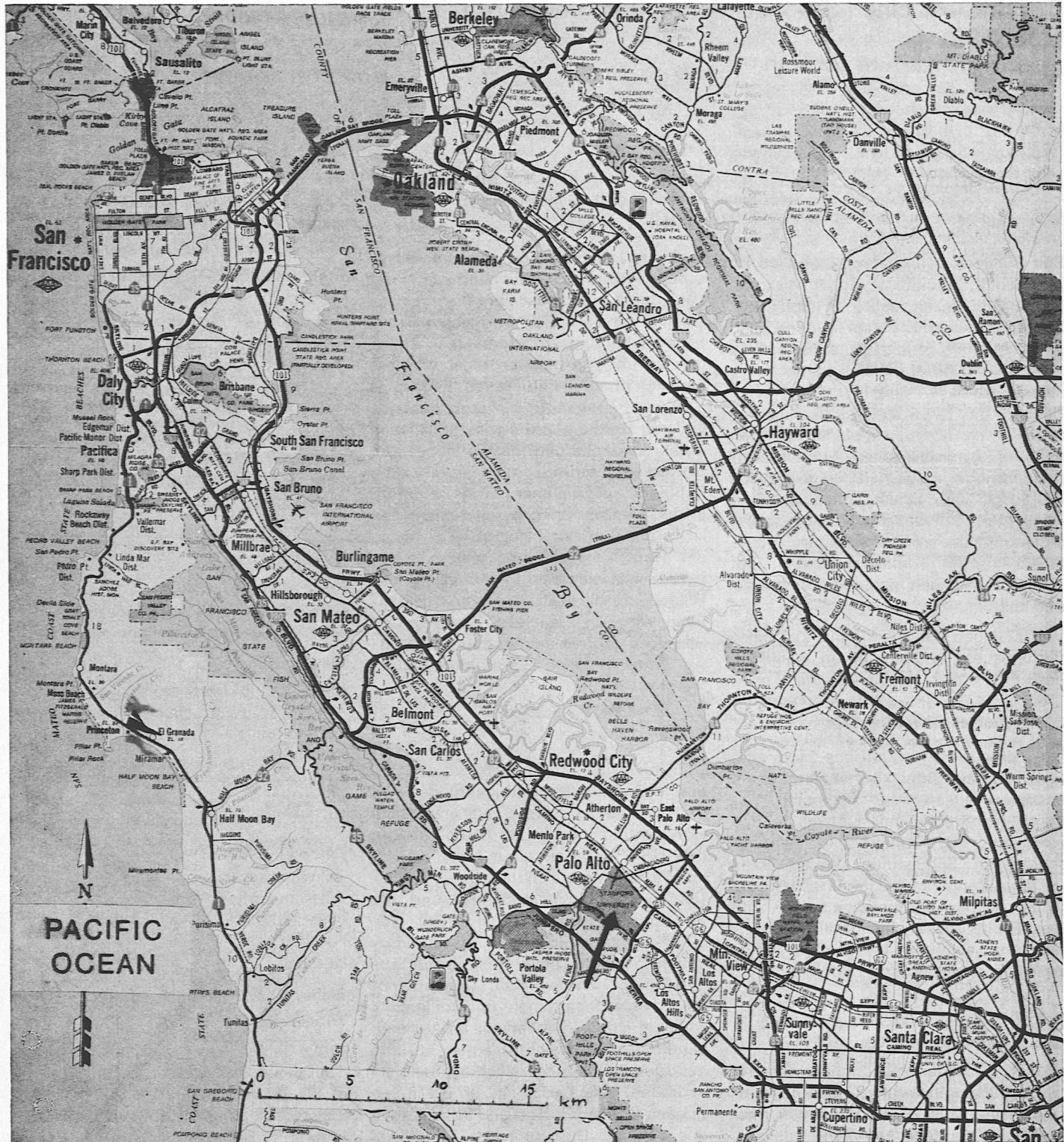
Bob Garcia, der Methodiklehrer der Sportstudenten, vermittelte mir Einblick in die umliegenden High Schools. Mit ihm konnte ich die Turnlehrerkandidaten in ihren Praktika beobachten.

Weiter besuchte ich die Gunn High School (eine der besten Schulen in Californien) und die Sequoia High School eingehend. Durch meine Tochter, die die John Gill Elementary School besuchte, erhielt ich Einblick in Kindergarten und Elementary School. Durch den Sohn wurde ich mit einer privaten Nursery School vertraut. Weiter besuchte ich die Universitäten von San Francisco, Berkeley und mehrmals diejenige von

San José. In Berkeley und San José studierte ich vor allem das «Undergraduate Program». Zudem verfolgte ich mehrere Male die Trainings des Schwimm-Clubs von Santa Clara. In vielen Gesprächen mit Athleten und Coaches (unter anderem mit den beiden Schweizer Spitzensportlern Urs Kamber und Roberto Schneider), lernte ich den Teamsport an den Universitäten kennen.

6. Aussagewert meines Studienaufenthaltes

Meine Erfahrungen beanspruchen nicht Allgemeingültigkeitswert für die USA. Ich lebte während eines halben Jahres in der Bay Area, der Agglomeration San Franciscos, mit etwa fünf Millionen Einwohnern. Meine Begegnungen und Erfahrungen waren oft zufällig und sprechen bloss für dieses kleine Gebiet Amerikas.



Zum Kartenausschnitt «Bay Area»

(s. Seite 34)

San Francisco mit der «Golden Gate Bridge» und dem «Cable Car» ist vielen von uns bekannt. Weniger wissen wir über die Umgebung dieser schönen Stadt, die Bay Area. Die Bay von San Francisco ist flächenmäßig etwas grösser als der Bodensee. Rings um diese Meerbucht leben etwa sechs Millionen Einwohner. Die grösste Bevölkerungsdichte liegt im Osten der Bay, in Oakland. In diesem Gebiet liegt auch die Universität von Berkeley, bekannt durch die Hippy-Bewegung der 60er Jahre. San José, 80 km südlich von San Francisco, hat den grössten Bevölkerungszuwachs der amerikanischen Städte. Die Leicht-

athleten Felix Böhni, Urs Kamber und Roberto Schneider haben dort letzte Saison ihr Wintertraining aufgebaut.

Fürs Auto ist die Bay Area gut erschlossen; es führen beispielsweise je acht Autobahnspuren der westlichen Bay entlang sowie der alte, mehrspurige El Camino Real. Dazu fahren eine Eisenbahn, einige Busse und in der näheren Umgebung eine Untergrundbahn nach San Francisco.

Die Wohnquartiere der Bay entlang (San Bruno, Burlingame, San Mateo, San Carlos, Redwood City, Palo Alto usw.) bestehen meistens aus Einfamilien-Bun-

galows. Die Quartiere sind weitläufig und grosszügig konzipiert. Ein Auto pro erwachsene Person ist der Normalfall. Ohne Auto lässt sich in diesen Quartieren nicht leben.

Fährt man von diesen Wohnquartieren westwärts, umgibt einen nach wenigen Kilometern die grösste Wildnis der Küstengebirge. In Wirklichkeit sind dies bewaldete Hügel; nur an wenigen Stellen führt eine Verbindungsstrasse von der Bay an die Pazifikküste. Diese ist sehr wild, unbewohnt und ein wunderbares Ausflugsziel. Im Winter kann man von den steilen Küstenfelsen aus oft Wale



Stanford University:

Quadrangle mit Memorial Church auf der linken Bildseite. Die ganze Universität ist in einem einheitlichen Baustil erbaut worden

10 000 Studentinnen und Studenten studieren und wohnen zum Teil auch im Campus. Die Anlagen sind so grosszügig angelegt, dass sie nie überfüllt wirken. Autos dürfen nicht in den Campus hineinfahren. Aus diesem Grund besitzt jeder Student ein Fahrrad.

beobachten, die sich der Küste nähern. Die Distanz zwischen San Francisco und Los Angeles, im Süden Kaliforniens, beträgt über 600 km.

Klimatisch ist die Bay Area ein interessanter Landstreifen. Auch im Winter fällt das Thermometer nie unter Null Grad Celsius. Nach ein paar Wochen Regen kommen bald einmal Frühling und Sommer mit dem sprichwörtlich blauen Himmel. Heiss wird es in San Francisco auch im Sommer nie. Der ständige Meerwind gibt San Francisco ein recht rauhes Klima, dazu kommt der berühmte Nebel am Morgen, der gelegentlich unangenehm werden kann. Also ist es auch im Sommer stets empfehlenswert, eine Jacke bei sich zu haben.

San José dagegen hat ein viel mildereres Klima, das heisst, im Sommer steigt das Thermometer oft auf 40 Grad Celsius. Der Temperaturunterschied zu San Francisco beträgt einige Grade in Celsius. Redwood City liegt im Mittel dieser beiden Extreme, das heisst, hat ein sehr angenehmes Klima. Vom März an müssen Kulturen und Gärten bewässert werden, sonst verdorren sie. Die Landschaft sieht

meist gelb und öde aus. Wenn bewässert wird, gedeiht alles. Ich habe in unserem Garten eine Zierpflanze mit einem alten Holzstecken gestützt. Nach drei Wochen schlug auch der Holzstecken aus!

Die abgebildete Karte stammt vom AAA (American Automobile Association). Jedes TCS-Mitglied ist automatisch auch Mitglied des AAA, das heisst, man erhält kostenlos gutes Karten- und Informationsmaterial von ganz Amerika!

Zum Autofahren in Kalifornien: Nach unserem Urlaub mussten meine Frau und ich uns an die aggressive und rasante Schweizerart gewöhnen!

Das amerikanische Schulsystem basiert auf dem Grundsatz der Chancengleichheit. (Ob das zutrifft, bleibe dahingestellt.)

Sicher bis zum 6th grade, meistens aber bis zum 8th grade, lässt sich die amerikanische Schule mit der unsrigen vergleichen. Kein Wahlfachunterricht, ein Lehrer oder meistens eine Lehrerin führt die Klasse. Da keine Sekundarschule existiert, werden Klassen für die «gifted students» und die «retarded students» gebildet. Diese Schüler kommen wöchentlich zweimal für etwa drei Lektionen zusammen, bleiben sonst aber in ihren Klassen.

Der grosse Unterschied zu unserem Schulsystem beginnt mit der High School, mit dem Wahlfachsystem. Turnen ist Wahlfach, muss aber mindestens während eines Jahres belegt werden (Californisches Gesetz). Die meisten Schulen erklären Turnen für zwei oder mehr Jahre obligatorisch.

In der High School herrscht wenig Leistungsdruck, da die Schüler zum Teil ihre Fächer selber wählen können. Nach der High School besuchen die meisten Schüler ein Junior College, vergleichbar mit unserer Gewerbeschule.

Die intelligenten Schüler, mit einem guten High School Diploma, gehen direkt an die Universität; der Hauptteil jedoch erst nach dem Junior College.

Die Universitäten sind nach Güte und Ansehen rangiert. In Californien gilt:

1. Stanford
2. 9 Universities of California (Berkeley, San Francisco, UCLA, usw.)
3. State Universities

Leistungsdruck, der den Schülern der Elementary und High School erspart bleibt, wird dann beim Eintritt in die Universität, oder in der Universität selbst, nachgeholt. 40 Prozent der Bevölkerung Californiens geht einmal an die Universität. In der Schweiz beklagen wir uns oft über unsere verschiedenen Schulsysteme. Auch die Amerikaner kennen dieses Problem. Das oben angeführte System ist ein Normalsystem der Bay Area. Wechselt ein Schüler von San Francisco nach San José, muss er in der High School unter Umständen grosse Schwierigkeiten bewältigen. Die amerikanischen Schulen unterscheiden sich von den unsrigen auch durch ihre Grösse. Kindergarten und Elementary School entsprechen noch unseren Verhältnissen. In der High School dagegen werden um 2000 Schüler unterrichtet. Auch die Universitäten sind Mammuschulen. Stanford,

Alter des Kindes in Jahren

2	Playgroups + Day Care	privat
3	Playgroups + Day Care	privat
4	Nursery School	privat
5	Nursery School	privat
6	Kindergarten	privat oder öffentlich
7		
8		
9	Elementary School 1-6 grade	
10		
11		
12		
13		
14	Junior High School oder Middle School 7th + 8th grade	
15	High School oder 9th Freshman	
16	Secondary School 10th Sophomore	
17	Graduation mit 11th Junior	
18	High School Diploma 12th Senior	

Wer weiterhin in die Schule gehen will, hat zwei Möglichkeiten

1. Möglichkeit, Eintritt direkt in die Universität

19	Freshman
20	Sophomore
21	Junior
22	Senior
	Senior graduate of Arts or Science (Bachelor)
19	1-2 Jahre fürs Masters
20	3-4 Jahre für Ph. D.

2. Möglichkeit, wird häufiger gewählt

19	Junior College oder
20	Community College

als kleinere Uni, bildet 10 000 Studenten aus, San José 26 000, Berkeley über 30 000 Studenten.

2. Physical Education an den amerikanischen Schulen

In der Elementary School und im Kindergarten wird kein Turnunterricht in unserem Sinne betrieben. Das Turnen heisst Tummeln auf dem Spielplatz. Meistens täglich begeben sich die Klassen auf den Spielplatz und spielen dort für etwa 30 Minuten. Die Lehrerin ist blass Aufseherin. Ganz selten werden Stafetten oder kleine Spiele durchgeführt. Nach der Schule können die älteren Schüler der Elementary School zweimal bis dreimal pro Woche Teamsport betreiben. Dieser freiwillige Sport wird meistens von Eltern der Schüler geleitet. Basketball und Baseball stehen im Vordergrund.

Der eigentliche Turnunterricht setzt auf der High School-Stufe ein, bedingt durch den Tagesstundenplan. Die Schüler turnen täglich zwischen 35 bis 60 Minuten, je nach der Lektionsdauer der Schule. Es sind alles Wahlklassen, das heisst die verschiedenen Altersstufen turnen miteinander. Der Unterricht ist koedukativ, und die Klassengröße beträgt 20 bis 30 Schüler.

Knaben der Elementary-School im Baseball-Training



Typische Stellung des «Pitchers»



«Catcher» in kompletter Ausrüstung, dahinter ein kleiner «Hitter»

Alle diese Knaben träumen, einmal im «Candlestick» (Stadion der Giants von San Francisco) spielen zu können

Das Fächerangebot variiert von Schule zu Schule. Folgende Fächer habe ich an allen Schulen gefunden:

Konditionstraining
Basketball
Badminton
Gewichttraining
Tennis

Weitere Sportfächer:

Schwimmen, Fussball, Football, Softball, Baseball, Landhockey, Tanz, Geräteturnen, Bogenschiessen, Selbstverteidigung, Ringen, Leichtathletik, Jogging.

Siehe Stundenplan der Gunn High School! (Seite 39)

Bei der Auswahl der Sportfächer haben die älteren Schüler gegenüber den jüngeren stets Vorrang. Meistens wird ein beliebtes Fach mit einem weniger beliebten kombiniert, zum Beispiel sechs Wochen Badminton, dann sechs Wochen Konditionstraining. Oft wird das Sportfach täglich gewechselt.

Für diese Kurse, das sogenannte «Teaching», sind etwa 50 Prozent der Lehrer ausgebildete Turnlehrer. An der Gunn High School unterrichten nur Turnlehrer. Dagegen wurden an einer finanziell armen Schule in East Palo Alto Turnlehrer entlassen und nichtausgebildete

Lehrer fürs Turnen eingestellt, um Geld sparen zu können.

Im Turnbetrieb geht es für unsere Verhältnisse sehr gemächlich zu und her. Um viel Motivation bemüht sich kein Lehrer; weshalb sollte er auch, hat doch der Schüler das Sportfach selbst gewählt.

Und wirklich, die Schüler turnen im allgemeinen recht gut mit.

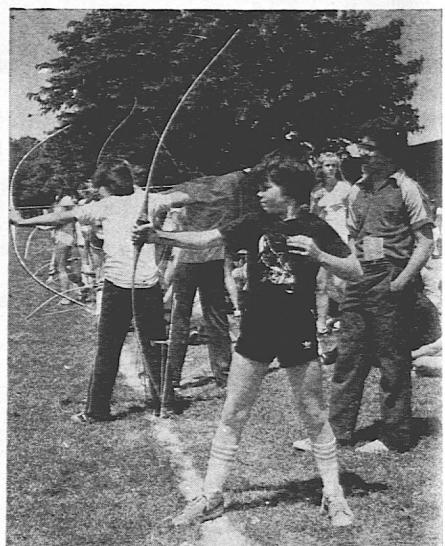
Das Ziel des Turnunterrichtes ist laut Turnlehrer «FUN».

Nach der obligatorischen Schule, also um etwa 15 Uhr, beginnt der Teamsport, das heisst für den Turnlehrer das Coaching.

3. Das Team und das Coaching

Gunn High School gewann die Basketball-Meisterschaft der Bay Area. Das Finalspiel fand an einem Freitagabend im Maples Pavillon in Stanford statt. Dass die Schülerschaft praktisch vollzählig anwesend war, ist selbstverständlich, dass aber viele Eltern, deren Kinder wohl in die Gunn High School gehen, aber nicht im Team spielen, auch anwesend waren, ist doch überraschend. Einen Arzt, den ich in diesen Tagen aufsuchen musste, traf ich auch am Spiel, obwohl seine Kinder schon lange von dieser Schule an die Universität übergetreten sind.

Das Spiel war ein Spektakel, wie wir ihn nur bei ganz grossen Spielen kennen. Die Schüler waren die Helden. Im Team mitspielen zu können ist das sportliche Ziel der Schüler. Dieses Teamdenken ist tief in den Amerikanern verwurzelt. Bereits in der Elementary School wird es



Bogenschiessen ist ein beliebtes Sportfach

GUNN HIGH SCHOOL PHYSICAL EDUCATION SCHEDULE

PERIOD

INSTRUCTOR	1	2	3	4	5	6	7	SPORTS
STEPHANIE ADCOCK		JOGGING	BADMINTON		TENNIS	SELF DEFENSE		BADMINTON
BOB BOW	BADMINTON	GYMNASICS		BADMINTON	BADMINTON			TENNIS
PAL DANER				TENNIS	WEIGHT TRAINING		JOGGING	TRACK
LEN FOSTER	MATH	MATH				SOCcer	WEIGHT TRAINING	SWIM SUPER.
KAYE LITTLE		SOCcer	TENNIS		SWIMMING	JOGGING		
BOB PETERS			WEIGHT TRAINING	WEIGHT TRAINING	I. S.	I. S.		TRACK
SHARON POFF	TENNIS	TENNIS	CONTRACT P. E. & RECORDS		SELF DEFENSE			
ELAINE ROTTY			JOGGING	LIFE SAVING	GIRLS' A. D.	TENNIS		J. V. SOFTBALL
JOHN SECOND		WEIGHT TRAINING	SOCcer	SOCcer		WEIGHT TRAINING		F. S. BASEBALL
STEVE TRUESDELL	WEIGHT TRAINING	BADMINTON			BOYS' A. D.	BADMINTON (S. T.)		VARSITY SOFTBALL

STUDENT TEACHER & GUEST INSTRUCTOR SCHEDULE

	1	2	3	4	5	6	7	8
SHERYL JOHNSON						BADMINTON		TRACK
SHEILA KLOPPER (GUEST INSTRUCTOR)								
RHUD KRAUSS (GUEST INSTRUCTOR)						DANCE	DANCE	DANCE

gepflegt, verstärkt in der High School und ist sehr ausgeprägt an der Universität. Das Team ist das Aushängeschild der Schule. Team-Ausbildung steht vor der Breitenförderung, das heisst die besten Turnlehrer übernehmen das Coaching; die jungen Turnlehrer müssen sich vorerst mit dem Teaching begnügen. Ich sah eine Turnklasse mit beinahe 40 Schülerinnen und Schülern Leichtathletik trainieren. Die Verhältnisse waren äusserst schwierig, und der Turnlehrer hatte wenig Erfahrung. Daneben trainierte der Coach derselben Schule mit zwei Athleten Kugelstossen. Er feilte mit ihnen Technik. Im Gegensatz zur Grossklasse hatte er eine leichte Aufgabe, aber eben, er ist Coach. Während in einer Turnklasse 20 bis 30 Schüler unterrichtet werden, arbeitet der Coach mit kleinen Gruppen.

Meistens unterrichtet ein Turnlehrer mehrere «Activity-Klassen» (Teaching) und übernimmt auch noch ein Team (Coaching). Seine Fähigkeiten werden nur am Coaching gemessen. Das Coaching findet täglich während etwa zwei Stunden statt. Wenn ein Team mehrere Misserfolge hat, muss der Coach damit rech-

nen, vom Rektor zur Rede gestellt zu werden. Unter Umständen wird ihm das Team genommen, und er kann sogar die Stelle verlieren. Erfolgreiche Coaches werden schon auf der High School-Stufe unterschiedlich bezahlt. Das Coaching einer attraktiven Sportart wie Football bringt mehr ein als das Coaching des Geräteturnens; der Propagandawert für die Schule ist ausschlaggebend!

4. Die Sportanlagen und die Ausrüstung für den Turnunterricht

Beim ersten Besuch einer High School, der Cubberly High School in Palo Alto, beeindruckten mich die Sportanlagen, obwohl es sich um eine Normalanlage handelte. Im Zentrum steht die Haupt-halle, etwa 40 mx 40 m mit einer kleinen Tribüne. An 12 verschiedenen Basketballbrettern üben zwei Klassen den Einwurf. Die 50 Schüler verfügen über genügend Platz, immer zwei zusammen haben einen Ball. Anschliessend an die Halle stehen der Gewichtsraum, eine Gerätehalle und ein Tanzsaal. Tritt man durch den Nebenausgang, steht man in dem Schwimmbad mit Sprunggrube.

Zur Sportanlage gehören weiter acht Tennisplätze, ein kleines Leichtathletik-Stadion mit einer 400 m Laufbahn und einem Fussballfeld. Daneben befindet sich ein Baseballfeld. Auf dem grossen Asphaltplatz vor der Turnhalle, mit sechs Basketballfeldern, kann auch Volleyball gespielt werden. Die ganze Anlage ist etwa 25jährig und nicht sonderlich gepflegt (grober Rasen und verwitterte Aschenbahn). Handgeräte sind genügend vorhanden, das heisst jeder Schüler hat in der Stunde seinen eigenen Ball oder auch seinen Tennisschläger. Weiter bekommt jeder Schüler seinen Kleiderkasten zugeteilt, den er abschliessen muss.

Relativiere ich die Schülerzahl (2000 Schüler) auf die Turnanlage, stelle ich fest, dass diese Anlage mit unseren neuen Sportanlagen vergleichbar ist. Die grossen Schulen ermöglichen grosszügigere Anlagen, das Material kann weit besser ausgenutzt werden. Mich beeindruckt jedoch, dass solche Anlagen zum Teil vor mehr als 50 Jahren gebaut wurden und dass in den letzten Jahren in der ganzen Umgebung von

Redwood City keine einzige neue Sportanlage gebaut wurde.

Das Sportbudget variiert von Schule zu Schule, von einigen hundert Dollars bis zu mehreren tausend Dollars im Jahr.

Durch den «Budget-cut» der Reagan-Administration wird das Turnbudget aller Schulen betroffen, zum Teil wird es um mehr als 50 Prozent gekürzt.

5. Der Stellenwert des Sports in der Schule

«Fun»: diese Zielsetzung sagt einiges aus über den Turnunterricht. Die Schüler geniessen im Unterricht grosse Freiheiten und werden durch den Turnlehrer selten direkt gefordert. Ein Schüler, der gerne Basketball spielt, wird sich des Spieles wegen einsetzen. Der Turnlehrer wird ihn dazu nicht speziell motivieren.

Ich sah Turnlehrer, die Schüler im Konditionstraining mehr fordern und antreiben wollten, doch meist ohne grossen Erfolg. Die Hauptmotivation im normalen Turnunterricht liegt in der Wahlmöglichkeit des Sportfaches.

Auch im Coaching motiviert der Turnlehrer seine Athleten wenig. Trotzdem trainieren die Schüler sehr hart, täglich etwa zwei Stunden unter Aufsicht des Coaches. Motiviert werden sie durchs Team, sie möchten ja dort mitspielen. Einsatzmässig und auch vom Können her besteht ein grosser Unterschied zwischen Turnunterricht und Teamsport.

Bewegungsbegabte Schüler aus armen Verhältnissen, vor allem Schwarze, sehen im Sport die einzige Möglichkeit sozial und später auch finanziell Karriere zu machen.

III. Persönliche Erfahrungen im Schulturnen

1. Auf der Unterstufe

Hier möchte ich den Turnunterricht unserer Tochter kurz schildern. Dieses Beispiel hat keine Allgemeingültigkeit, trotzdem zeigt es einen Weg, wie auf der Unterstufe geturnt werden kann.

Annelis war sechsjährig und besuchte den öffentlichen Kindergarten (Public School). Der Stoff dieser Stufe entspricht genau unserer ersten Klasse, lernen doch die Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen.

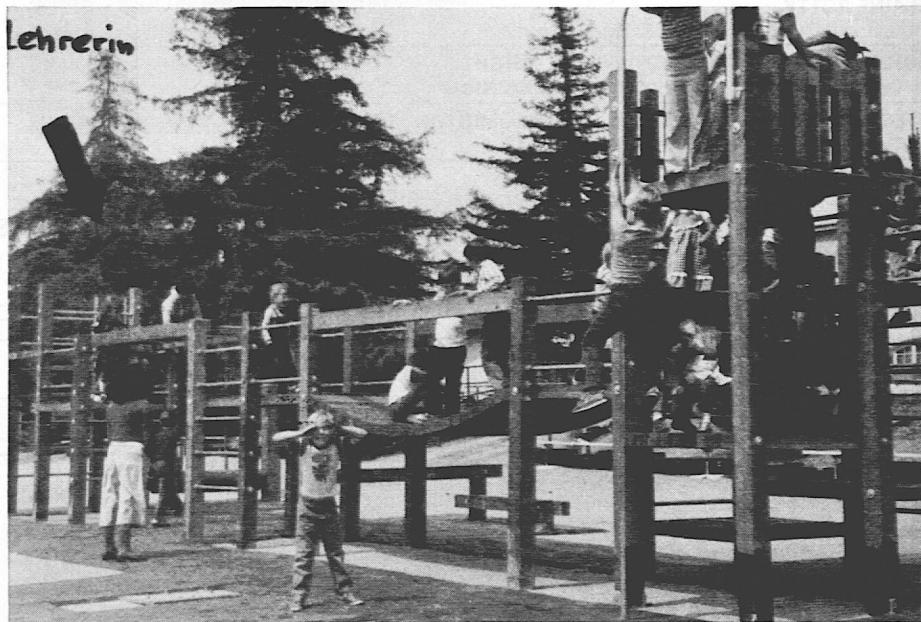
Ich schicke voraus, dass Annelis bewegungsmässig nicht begabt ist, um nicht zu sagen linkisch. Es musste bis

zum zweiten Lebensjahr ins Inselspital ins Sonderturnen.

Ich war anfangs sehr gespannt, was Annelis im Turnen lernen würde, welchen Stoff und wie er durchgenommen würde. Doch Annelis versicherte mir immer wieder, sie hätten keinen Turnunterricht.

Bald begriff ich, dass sich die Klasse an Stelle des Turnens täglich für 20 Minuten an den Klettergerüsten tummeln durfte. Ich war eigentlich ein bisschen enttäuscht, vor allem als ich feststellte, dass die Lehrerin keine Anleitungen gab, geschweige denn etwas vorzeigte. Die Lehrerin besass übrigens gar kein Turnkleid.

Mehr und mehr fing Annelis an, zu Hause von diesem Tummeln zu erzählen, später sogar zu schwärmen. Ich musste mit ihm auch in der Freizeit auf Spielplätze gehen, wo überall diese phantasievollen Klettergerüste stehen. Annelis fing an zu hängen, später zu hangeln, stützte sich, rutschte Stangen hinunter und fing an daran zu klettern. Alle Grundübungen hatte es durch Nachahmung erlernt. Als es mir ein Wanderhangeln an einer horizontal aufgehängten Leiter und eine Hangkehre vorzeigte, kam ich aus dem Staunen nicht heraus. Die Freude am Bewegen und auch das Vertrauen in seine körperlichen Fähigkeiten nahmen ständig zu.



Spielplatz mit Lehrerin

Für mich steht fest: Annelis hätte keinen besseren Turnunterricht haben können. Zu erwähnen ist noch, dass Annelis, verglichen mit seinen Klassenkameraden, im unteren Mittelfeld stand.

In einem privaten Kindergarten in Escondido Village beobachtete ich eine andere Kindergartenklasse. Unter Anleitung des Lehrers und mit Hilfe einiger Mütter, übten etwa 10 Kinder «Kopfstand – abrollen» und «Handstand – abrollen». Der Grossteil der Kinder hatte die Voraussetzungen für diese Übungen nicht. Es war totenstill in dem Raum, es waren nur die Stimmen der Erwachsenen und das Aufschlagen der Kinderrücken auf den Matten zu hören...

2. Die «Normallektion»

Basketball an der Cubberly High School, irgendwann im März.

Vor der Turnhalle auf dem grossen Asphaltplatz spielen die Schüler mit verschiedenen Basketbällen und warten auf den Turnlehrer. Die Spielform ist immer dieselbe, es wird auf den Korb geworfen; wer einen Korb erzielt, darf weiterwerfen, bis zum ersten Fehlwurf. Die «Stars» bleiben oft lange am Ball.

Die Lektion beginnt mit dem Appell, anschliessend ein «Warm-up» ohne viel Bewegung, mehrheitlich «stretchen»:

Rumpfbeuge, Fesseln fassen mit durchgestreckten Knien, 10 Sekunden lang

Hampelmann

Hüdensitz: 10 Sekunden stretchen in verschiedenen Lagen

Liegestütz 10 mal

Hände und Fussgelenke stretchen und anschliessend lockern

Surfen

(vgl. Seite 42)



Alle Übungen zusammen dauern etwa fünf Minuten. Bewegungsbegleitung existiert nicht, dafür wird recht zackig gezählt, immer auf 10.

Anschliessend wird eine Dribbelform als Stafette durchgeführt. Dann wird recht ausgiebig der Korbwurf mit und ohne Verteidiger und aus allen Lagen geübt. Zum Schluss wird gespielt, das heisst 4:4 auf einen Korb. Die Schüler lieben diese Spielform und setzen sich auch dementsprechend ein. Schiedsrichter gibt es keinen, die Schüler leiten das Spiel selber. Ganz selten wird auf dem ganzen Spielfeld gespielt.

Die geschilderte Lektion stellt den Normalablauf einer Basketballstunde dar, an welchen die Schüler so gewöhnt sind, dass der Turnlehrer ruhig am Spielfeldrand stehen und zuschauen kann.

Abwechslung und Variationen von Spielformen, was bei uns ein wichtiger Bestandteil des Turnens ist, habe ich wenige gesehen. Die Schüler wählen ein Sportfach, und der Lehrer will sie möglichst direkt zur Endform führen, das heisst sie sollen spielen können. Die Variation liegt in der Wahl des Sportfaches.

Eine weitere «Normallektion» wird später im Kapitel «Sind die amerikanischen Studenten, die Spitzensport betreiben, Profis?» beschrieben. Dort handelt es sich um die Uniteams. An der High School wird in gleicher Weise gearbeitet, der Grösse der Schule entsprechend.

3. Probleme im Schulturnen

Durch Zufall lernte ich Conny B., eine Turnlehrerin von Atherton, kennen. Selbstverständlich durfte ich sie in einer Lektion besuchen. Übrigens freuten sich die meisten Lehrer ehrlich, wenn man sie im Unterricht besuchte, darum habe ich auch nie eine Absage auf meine Anfragen hin erhalten. Viele amerikanische Turnlehrer waren überzeugt, dass ich als Schweizer bei ihnen sehr viel lernen könnte. Sie nahmen an, bei uns geschehe ausser Skifahren in Sachen Sport nicht viel.

Die oben angeführte Klasse hatte ein Lauftraining mit anschliessendem Krafttraining zum Ziel.

Beim Appell erschienen zwei Schüler, die nicht zur Klasse gehörten. Diese liessen aus einem Transistoren-Radio Musik in einer solchen Lautstärke ertönen, dass der Appell fragwürdig wurde. Natürlich galt das Interesse der Schüler dieser Musik.

Das «warm-up» wurde zum Cabaret, bei dem die Bewegung fehlte, dafür Sprüche

und Grimassen ins Zentrum des Geschehens rückten.

Anschliessend wurden die etwa 30 Schülerinnen und Schüler auf einen Meilenlauf geschickt. Einige liefen ganz anständig, einzelne bildeten Gruppen, führten angeregte Gespräche und schlenderten dahin. Einige legten sich auf den Rasen und schauten einfach zu. Auch die Lehrerin schaute dem Treiben halb teilnahmslos zu. Nach etwa 15 Minuten war der Lauf zu Ende, einige Schüler bekamen eine Zeitangabe.

Anschliessend begab man sich ans Klettergerüst. Hangeln an einer waagrechten Leiter war die erste Übung. Die Kraftschulung war bald vorüber, da sich wenige der Schüler ans Gerät bequemten. Zum Schluss wurden die «Resultate» noch in ein Büchlein eingetragen. Was man aufschreiben wollte, war mir nicht klar.

Ich habe wenige solche Lektionen gesehen. Interessant scheint mir, dass sich über eine solche Lektion niemand ärgerte und sich wahrscheinlich auch niemand weiter Gedanken machte.

4. Ganzheitsmethode

Stanford besitzt einen eigenen See. Darauf werden Surfkurse durchgeführt. Ich unterrichtete eine Anfängerklasse. Meinen Unterricht baute ich schrittweise auf, fing mit Theorie an, machte Übungen



Auf dem eigenen See führt die Uni Surf- und Segelkurse durch

am Land, dann im knietiefen Wasser zu zweit usw. Nach acht Lektionen waren die Teilnehmer in der Lage, das Brett einigermassen zu beherrschen und eine kleine Regatta zu fahren. Zu gleicher Zeit wurde eine andere Anfängerklasse unterrichtet, von einem amerikanischen Lehrer. Dieser zeigte seinen Schülern, wie man ein Brett bereitmacht (aufriggt), dann demonstrierte er ihnen die Endform, indem er zirka fünf Minuten vorsurft. Anschliessend paddelte die Klasse bei recht steifem Wind (3 Bf) mit Brett und Segel in die Mitte des Sees. Dort

mussten sie aufriggen und konnten anschliessend ihre Erfahrungen machen. In diesen ersten Lektionen stand kein Teilnehmer länger als fünf Sekunden auf dem Brett.

Der Lehrer war zur Beantwortung von Fragen bereit.

Am Ende der ersten Lektionen waren alle Teilnehmer beinahe erschöpft, aber guter Laune. Die folgenden Lektionen sahen genau gleich aus. Die Teilnehmer werden buchstäblich ins Wasser geworfen.

Nach acht Lektionen waren auch hier alle Teilnehmer in der Lage, das Brett einigermassen zu beherrschen, die beiden Klassen surften etwa gleich gut.

5. Mithilfe im Unterricht

Bei uns gibt es gelegentlich Probleme zwischen Eltern und Lehrer, vor allem wenn wir Prüfungen haben. Diese Probleme existieren auch in den USA, aber in schwächerer Form, da die Schüler keine Prüfungen zu bestehen haben.

Ein weiterer Grund mag in der Mithilfe der Eltern in der Schule liegen. Meine Frau half in der Klasse unserer Tochter mit. Zweimal wöchentlich unterrichtete sie mit zwei Müttern während etwa anderthalb Stunden.

Die Lehrerin teilte den Eltern kleine Aufgaben zu wie: Basteln, Rechenspiele, Lesen, Kontrolle, ob die Kinder eine Geschichte ab Band über Kopfhörer richtig aufnehmen und verarbeiten usw. Ein Erwachsener überwacht sechs Schüler. Durch diese Mithilfe sehen die Eltern ihre Kinder auch in der Klasse oder wenigstens in der Gruppe. Weiter lernen sie, die Arbeit der Lehrerin besser zu verstehen. Aus dieser Situation werden Schulbesuche in den USA eine Selbstverständlichkeit.

6. Ein paar Gedanken zum Sport

Ich bin überzeugt, dass unser Turnunterricht in der Schweiz so gut ist wie derjenige in den USA. Amerika hat mir aber neue Ideen gegeben und weitere Möglichkeiten aufgezeigt.

Handball und Fussball sollten nicht unsere einzigen Schulspiele sein, um es übertrieben zu sagen. Tennis, Badminton, Softball, Wasserball, Schlagball, Landhockey, Frisbee usw. können gleichwertige Spiele sein, wenn die entsprechenden Anlagen vorhanden sind und wenn die Spiele entsprechend geschult werden. Unser Turnstoff darf und soll verändert werden, nicht aber unser Bildungsziel.

Die tägliche Turnstunde, die an den High Schools verwirklicht ist, muss auch bei uns möglich werden. Wir sollten interessierten Schülern die Möglichkeit geben, täglich unter Anleitung auf unseren Turnanlagen zu turnen. Der freiwillige Schulsport bietet eine Möglichkeit dazu.

Hochleistungssport, mit allen seinen Konsequenzen, ist eine gute Art Sport zu treiben. Auch unsere Schulen sollten sich mal hinter diese Art von Sport stellen können und ihn unterstützen. Die verwerflichen Auswüchse, auf die sich viele berufen, sind Einzelfälle und wiegen das Positive bei weitem nicht auf.

IV. Sport an der Universität

1. Das Sportmanagement an den Universitäten

Das Budget des Athletic Department von Stanford beträgt zur Zeit jährlich 8,5 Millionen Dollar. In diesem Budget sind alle 24 Teams, inklusive Material, alle Saläre des Lehrkörpers und der Administration sowie alle «scholarships» enthalten. Die Löhne für Coaches und Administration machen 45 Prozent aus. Von der Universitätsverwaltung erhält das Athletic Department zwei Millionen Dollar, der Rest, also 6,5 Millionen Dollar, muss mit Eintreten, TV, Public Relations und von den «Ehemaligen» bestreitet werden.

Der Sport ist der beste Werbeträger der Universitäten in den USA.

Andy Geyger, der Direktor oder Manager des Athletic Department, erklärte öffentlich vor den Studenten:

«Ich will beste Voraussetzungen schaffen, auch in finanzieller Hinsicht, aber ich erwarte Erfolg!»

Von dieser Art Sportmanagement ist er selbst überzeugt, er wird dazu aber auch gezwungen, von den Ehemaligen. Diese üben grossen Einfluss aus, vor allem in Stanford, da sie oft in einflussreichen Positionen von Wirtschaft und Politik sitzen.

In der Praxis wirkt sich dieses System folgendermassen aus:

Football bringt am meisten, viele Tausend Zuschauer pro Spiel, hier wird am meisten investiert. Das Team umfasst etwa 90 Spieler, 60 Spieler mit Stipendium. 12 Coaches bieten ein hervorragendes Training und Coaching. Baseball bringt am zweitmeisten ein, also am zweitmeisten «scholarships». Kunstdrehen ist unbedeutend. Das Team empfängt vorläufig noch keine «scholarships». Trotz-

dem sind ein sehr guter Coach und Assistant Coach angestellt. Da das Training sehr gut ist, besuchen viele Studenten ein oder mehrere «Quarters» das Geräteturnen. Das Team hat ansprechende Leistungen erbracht; trotzdem ist das Sportfach noch defizitär. Vielleicht gelingt es dem Trainer, Mr. Hamadan, bis in ein paar Jahren ein so starkes Team heranzubilden, dass bei Wettkämpfen die Halle voll ist. Dann wird das Geräteturnen auch «scholarships» erhalten; das Ansehen wird steigen, und das Sportfach wird vielleicht finanziell selbsttragend werden.

Auf diese Weise hat sich das Tennisteam in den letzten Jahren entwickelt. Heute ist Stanford im Tennis Nr. 1 in den USA.

Das Basketballteam hatte letzten Winter eine schwache Saison. Der Trainer, Mr. DiBiaso, konnte mit Glück seinen Posten behalten. Ein Sieg in einem der letzten Spiele gegen den Erzrivalen und zweitplazierten der Rangliste, die UCLA, rechtfertigten dann sein Bleiben.

2. Athletics, Physical Education and Recreation

Neben dem Team, dem sportlichen Aushängeschild, wird in Stanford sehr viel allgemeiner Sport betrieben.

In Stanford besuchen über 5000 Studenten regelmässig, das heisst zweimal pro Woche eine Lektion, ein Training. Die Möglichkeiten sind dementsprechend vielseitig. Ungefähr 200 Sportklassen, verteilt auf 30 bis 40 verschiedene Sportfächer, werden den Studierenden angeboten. Die Anlagen und die Ausrüstungen sind sehr grosszügig, und die Instruktionen der Turnlehrer sind gut. Auffallend sind die vielen verschiedenen, zum Teil ausgefallenen, Sportarten. Frisbee wird wettkampfmässig betrieben; aber auch weniger begabte Studenten können daran Vergnügen finden. Dieses riesige Angebot hat zum Ziel, allen Studierenden eine ihnen zusagende Sportart anzubieten. Der Wahlfachunterricht der High School wird an der Uni in einem noch grösseren Fächerangebot weitergeführt. Die Spezialisierung auf ein oder mehrere Fächer hat den Vorteil, dass die Studenten in diesen wenigen Fächern wirklich etwas können. Ich war erstaunt über das hohe Niveau in den Sportklassen. Deshalb ist das Motivieren im Unterricht unnötig. Einen Schwerpunkt in diesen Sportklassen bildet das Gewichttraining. Fast die Hälfte aller Studentinnen und Studenten werden während ihrer Studienzeit einmal einen Kurs Gewichttraining besuchen. Viele führen dieses Training selbstständig weiter, das

heisst sie gehen ein- bis zweimal wöchentlich in einen der Gewichtsräume. Die Studentinnen (auch die zierlichen und hübschen!) betreiben das Gewichtstraining in gleicher Weise wie die Studenten, nur mit leichteren Gewichten.

Jeden Abend wird viel Sport getrieben, vor allem durch die Studierenden, die im Campus leben, sei es Jogging oder sei es in einem organisierten Spiel.



Jogger beim Lake Lagunita

Ein Ansporn für die grosse Teilnahme in den Sportklassen ist die «unit». Jede Teilnahme in einer Sportklasse zählt als «unit». Ein Vollstudium umfasst 12 «units». So kann jede Studentin oder jeder Student irgendeiner Fakultät, eine «unit» mit Sport belegen. Das Können spielt keine Rolle, die Teilnahme allein ist für die «unit» entscheidend.

Nebenbei ist mir aufgefallen, dass an der Uni in Stanford sehr wenig geraucht wird.

3. Sind die amerikanischen Studenten, die Spitzensport betreiben, Profis?

23. Januar, morgens 5.50 Uhr. Die Schwimmerinnen und Schwimmer des Teams warten vor dem Schwimmbad. Der Coach öffnet das Tor, und die etwa 25 Athleten und Athletinnen begeben sich in die Umkleideräume. Sobald das Scheinwerferlicht im offenen Pool angedreht wird, strömen die Schwimmerinnen und Schwimmer an den Bassinrand. Es wird wenig gesprochen. Selbständigt macht jeder ein wenig Zweckgymnastik, springt ins Wasser und beginnt mit seinen «Laps» (Laps = Runde). Zuerst wird ein Kilometer eingeschwommen. Dann gibt der Coach die Anweisungen: Armzug, Beinschlag, Stilwechsel, Tempowechsel usw. Die einzige Motivation bildet die grosse Uhr am Bassinrand. Es wird immer gegen den Sekundenzeiger geschwommen. Um 7.30 Uhr ist das Training fertig, etwa fünf Kilometer sind geschwommen. Die Athletinnen und Athleten ziehen sich um und sind bereit zur 8 Uhr-Vorlesung.

Um 15 Uhr steht das Team wieder vor der Pool-Türe, der Coach öffnet, und das zweite Training beginnt, in genau gleicher Art wie am Morgen. So geht es die ganze Woche, donnerstagmorgens und samstagnachmittags haben die Wettkämpfer «frei». Der Sonntag, wenn kein Wettkampf stattfindet, ist auch frei. Zu diesen Schwimmtrainings kommen noch das Gewichttraining und die Massage.

Die Schwimmerinnen und die Schwimmer des Teams investieren pro Woche etwa 25 Stunden für ihr Training, dazu kommen noch die Wettkämpfe.

Studienerleichterungen für Wettkämpfer gibt es nicht. Um ein «scholarship» zu erhalten, müssen sie ein Vollstudium belegen. Erst wenn ein Wettkämpfer für die olympischen Spiele qualifiziert ist (und wie wenige sind das!) oder vor den amerikanischen Meisterschaften steht, gibt es kleine Studienleichterungen. Die Schwimmerinnen und Schwimmer von Stanford sind echte Amateure, mit einem Profi-Trainingsaufwand. Das Damenteam ist zurzeit Nr. 1 in den USA.

Bei diesem enormen Trainingsaufwand ist es verständlich, dass die meisten Wettkämpferinnen und Wettkämpfer mit 22 Jahren vom Wettkampfsport zurücktreten. Das Schwimmtraining ist das härteste und eintönigste aller Trainings. Doch auch in anderen Sportarten wird hart und seriös trainiert, wie etwa im Football. Ich denke an ein normales «spring-training» vom vergangenen April. Anwesend waren 60 Spieler und 12 Coaches. Der Headcoach hatte ein Stationentraining ausgearbeitet und mit seinen Coaches genau besprochen. An jeder Station wurde etwa sechs Minuten in Vierer- bis Sechsergruppen hart trainiert. Ein Coach instruierte, korrigierte und leitete die kleine Gruppe. Das ganze Training wurde überwacht vom Head-Coach. Nach gut einer Stunde waren alle Stationen durch, und die Spieler standen schweißgebadet vor dem Head-Coach. Nach einer kleinen Pause wurden Spielzüge in grösseren Gruppen geübt. Das

Training war bestens vorbereitet und wurde mustergültig durchgeführt. Während der Saison (Herbst und Winter) wird täglich zwei Stunden trainiert. Dazu kommen Gewichttraining und Massage. Übers Wochenende finden die Meisterschaftsspiele statt.



Der Massageraum der Universität

Jedes Team trainiert während der Saison täglich zwei Stunden. Massage und Gewichttraining gehören bei den meisten Sportarten zum Trainingspensum. Es ist nicht verwunderlich, dass Stanford über einen ausgezeichneten eingerichteten Massageraum mit allen notwendigen Einrichtungen verfügt. Ein Head-Trainer (Erklärung dieser Bezeichnung siehe später) mit seinen Assistenten ist verantwortlich für diesen «Trainingsraum».

V. Die Turnlehrerausbildung

1. Organisation des Turnlehrerstudiums

Ein Turnlehrerdiplom erwirbt man in den USA an einer Universität. Wie bei den anderen Lehrerdiplomen gibt es auch in P. E. (Physical Education) drei «degrees». Zuerst erwirbt man ein Bachelor degree, das Studium dauert vier Jahre. Neben den sportlichen Disziplinen enthält es auch allgemeinbildende Fächer. Wer dieses Bachelor erworben hat und den nötigen Durchschnitt aufweist, kann sich um ein Masters in P. E. an einer Universität bewerben. Für dieses degree studiert man ein weiteres Jahr. Anschliessend kann man noch einen Ph. D. (Doctor of Philosophy) in einem sportwissenschaftlichen Fach erwerben.

In Stanford hat es keine «undergraduated students». Alle P. E. Studenten erwerben ein Masters oder einen Ph. D. In Berkeley ist es möglich, alle drei degrees (Bachelor – Masters – Ph. D.) zu studieren, in San José und San Francisco dagegen bloss Bachelor oder Masters.

Jede Universität hat ihr eigenes Programm, mit eigenen Anforderungen. Berkeley ist bekannt für ein sehr wissen-

schaftliches Programm, während San José mehr Wert auf die praktische Ausbildung legt. Stanford hat Lehrübungen, während Berkeley und San Francisco nichts in dieser Richtung anbieten. Die Studienpläne aller dieser Universitäten sind weit gefasst, das heisst, jeder Student stellt sich sein Programm seinen Neigungen und Interessen entsprechend zusammen. Es ist auch möglich, mit einem Bachelor einer anderen Studienrichtung später ein Masters in P. E. zu erwerben. Die Studienpläne sind transparent und die Studienfreiheit sehr gross! Die einzelnen Vorlesungen sind vom Thema her mit denjenigen unserer Turnlehrerkurse (TLK) vergleichbar. Trotzdem möchte ich hier ein paar Eindrücke wiedergeben.

2. Physiology of Exercise

Ich erinnere mich noch recht gut an meine ersten Physiologiestunden am Turnlehrerkurs in Basel bei Prof. Wirz. Anfangs begriff ich überhaupt nichts, oft wusste ich kaum, worüber er sprach. Nach und nach gewöhnte ich mich an diese Fachsprache und die «Mediziner-Vorlesung» ohne jeglichen Praxisbezug. In Stanford hält diese Vorlesung Dr. Ruff, Chairman des Departements für P. E. Er ist Turnlehrer. Die Hälfte der Vorlesungszeit verbrachten wir im Lab bei physiologischen Versuchen. In der übrigen Zeit hielt er Vorlesungen, vergleichbar den unsrigen.

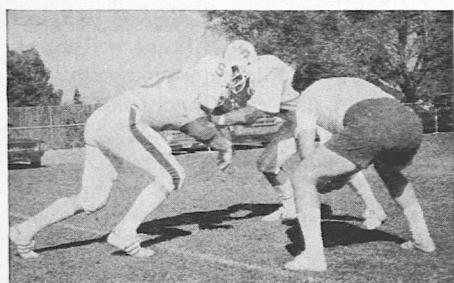
Es ist zu sagen, dass Dr. Ruff wohl über ein wissenschaftlich fundiertes Wissen verfügt, dass er aber nie die Kompetenz unserer Professoren hat. Er kennt die praktische Seite der Sport-Physiologie. Für wissenschaftliche Fragen, wie zum Beispiel die neuste Erkenntnis über die Mitochondrien und deren Auswirkung auf die Trainingslehre, wollte er sich bei seinen Kollegen, den Medizinern, absichern.

Eine Lab-Stunde sah so aus:

Thema:

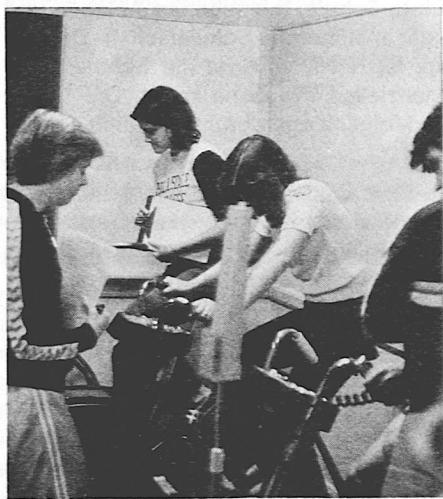
Vergleichen von Puls und Blutdruck bei unterschiedlichen körperlichen Voraussetzungen (stehend, liegend, sitzend, im kalten Wasser, während einer Anstrengung, nach einer Anstrengung). Es wird in Dreiergruppen gearbeitet. Die Literatur (Sport Medicine and Physiology) wird vorausgesetzt.

Dieses Beispiel zeigt, dass stoffmässig einfache Probleme behandelt werden. Bei dieser Art von «Lab» macht jeder Student eigene Erfahrungen, sei es auch nur, dass er lernt, ein Blutdruckgerät zu bedienen.



Zwei Footballer üben das Blocken, ein Coach überwacht die Szene

Die Vorlesung zählt als unit, wenn noch ein «paper» (schriftliche Arbeit von 10 bis 20 Schreibmaschinenseiten) abgegeben wird.



Der Blutdruck wird von den Studenten unter Belastung gemessen

Hier einige Themen, die als «paper» gewählt wurden:

Blutuntersuchung während eines sechsmonatigen Trainingsprozesses

Ernährungsprobleme bei Wettkämpfern

Doping bei Frauen

Höhentraining

Kokain im Training

P. E. für Behinderte

Trainingseinrichtungen für Behinderte

Chemische Umsetzung von Elektronen im Training

Die Ernährung von Athleten von Zeitschriften her betrachtet (Unfug der Medien)

Die Studenten konnten sich für ihr «paper» selbstverständlich an Dr. Ruff oder an irgendeinen Dozenten wenden.

Diese Themen sehen wissenschaftlich aus. In Wirklichkeit sind sie es nur in den seltesten Fällen. Ich hatte die Möglichkeit, einige frühere Arbeiten zu lesen und stellte fest, dass die Studenten für ihr «paper» folgenschweren vorgehen:

1. Umfrage bei Athleten oder Studenten, dann eine Auswertung

2. Zusammenfassung von Literatur

Die TLK-Studenten können ihr Thema frei wählen. Dessen Bearbeitung verhilft ihnen zu einem vertieften Wissen.

3. Turnpraktikum der Sportstudenten

Jeder Sportstudent in Stanford wird in einer umliegenden High School einem fest angestellten Turnlehrer als Praktikant

zugeteilt. Er unterrichtet während eines Jahres täglich zwei Stunden P. E. Dabei wird er durch den Turnlehrer bei Planung und Durchführung der Lektionen beraten und betreut. Der Methodiklehrer, Bob Garcia, stattet jedem Kandidaten alle drei bis vier Wochen einen Besuch ab. Am Schluss des Praktikums wird der Kandidat mit einer Note bewertet.

Ich hatte Gelegenheit, mit Bob Garcia viele Besuche abzustatten. Ich schildere hier meinen ersten Besuch:

Ich war gespannt, wie eine High School-Klasse aussiehen würde. Anstelle einer Klasse trafen wir ein Fußballspiel zweier Schulteams; der TLK-Student war Coach der einen Mannschaft. Der Methodiklehrer hatte keine Ahnung von den Regeln des Fußballs, er wollte nur das «Coaching» sehen, die Beziehung zwischen dem Team und dem Coach, die taktischen Anweisungen des Coaches, den Erfolg. Natürlich sah ich später meistens Schulklassen, aber bezeichnend für Amerika war diese erste Lektion doch.

Die TLK-Studenten sehen sich beim Unterrichten vor die gleichen Probleme gestellt wie unsere Seminaristen oder Turnlehrerkandidaten: Führungsprobleme und oft mangelnde Fachkompetenz.

Es war auch interessant zu sehen, dass Bob Garcia nach einem ähnlichen Schema die Lektionen seiner Sportstudenten beobachtet und bewertet, wie wir es am Seminar oder am TLK in Bern auch tun.

Das Turnpraktikum hat für die Studenten in Stanford den Vorteil, dass sie in eine Schule richtig hineinschauen und dort später oft eine Stelle finden können.

man ihn nach Stanford. Sein Team in Stanford zählt gegenwärtig 10 Athletinnen und Athleten, mit denen er täglich während Stunden trainiert, immer in kleinen Gruppen von zwei bis fünf Athleten. Daneben hält Rick noch zwei Vorlesungen und unterrichtet eine Activity-Klasse. Obwohl er in seiner Vorlesung zu Turnlehrerkandidaten spricht, erwähnt er nie eine Klasse, sondern immer einen bestimmten Athleten. Teaching interessiert ihn nicht, sein Ziel ist es, seine Wasserspringer an die Spitze zu führen.

Einmal verlief eine Vorlesung folgendermassen (der Tenniscoach war auch anwesend): Wir behandelten gerade das «mental Training». In der vorhergehenden Stunde hatten wir versucht, alle unsere Muskeln bewusst zu entspannen. Die ganze Klasse lag damals während 30 Minuten am Boden des Hörsaales.

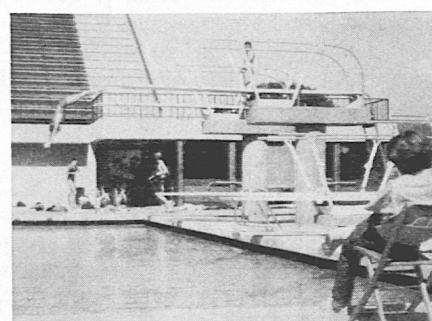
Nun stellt Rick dem Tenniscoach die Frage: Warum kann im Tennis die Nr. 35 die Nr. 1 schlagen?

Der Tenniscoach beantwortet diese Frage mit der Ergänzung, solche Vorkommnisse traten häufiger bei Damen als bei Herren auf. Das technische Können der 60 besten Spielerinnen oder Spieler liege so nahe beieinander, dass eine schwächer eingestufte Spielerin, richtig gecoach, in gewissen Fällen gewinnen müsse. Rick Savone hängt nun hier ein und beschreibt genau, wie er seine Athletinnen und Athleten kurz vor einem Wettkampf «coache», wie jeder seiner Schützlinge sein Spezialprogramm habe. In einer ruhigen Ecke des Spring-pools muss jeder Wettkämpfer in Gedanken sein Programm «durchspringen», jede einzelne Bewegung fühlen können (aus diesen Erkenntnissen entstand übrigens die «Super-Vision»-Methode). In der Vorlesung sind zwei Spitzenathleten, eine Läuferin und ein Footballer, die kurz ihre eigenen Erfahrungen zu diesem Thema äußern.

Zum Schluss beklagt sich Rick noch, dass zu wenig Psychologen im Spitzensport tätig seien; es wären ebensoviele Psychologen wie Coaches nötig.

5. Der Trainer und das «Athletic Training»

Der Trainer hat in den USA eine andere Funktion als bei uns, er ist Betreuer. Er steht hinter dem Coach und ist für die Ausrüstung und das Wohlergehen der Athleten verantwortlich. Neben ihm steht noch der Sportarzt, doch dieser tritt eigentlich erst im Spital in Erscheinung. Auf dem Sportfeld gibt der Trainer die erste Hilfe, und er ist auch später für die ärztliche Betreuung verantwortlich. Sein



Der Coach bei der Arbeit. Rick Savone sitzt gemütlich in einem Stuhl (was man nicht sieht: Er beobachtet und korrigiert seine drei Springerinnen sehr genau).

4. Psychological Aspects of Learning and Performance

Rick Savone, der Wasserspringer-Coach, erteilt diesen Kurs. Er war früher ein Erfolgscoach an der Ostküste, darum holte

Wissen umfasst Sportverletzungen und deren Behandlung, also medizinische Betreuung. Dem Trainer untersteht auch der Trainingsraum, mit allen Massageeinrichtungen, Bestrahlungs- und Behandlungsapparaten, sowie den verschiedenen Heilbädern.

Die Vorlesung «Athletic Training» entspricht derjenigen der «Sportverletzungen» an unserem TLK. Sie ist sehr praxisbezogen, darf jedoch nicht mit einem Nothelfer- oder Samariterkurs verglichen werden, da auf dem Anatomie- und Physiologiewissen der Studenten aufgebaut wird.

Wir behandelten gerade die Knieverletzungen. Zuerst wurden am Modell die anatomische und physiologische Seite des Knies repetiert (spezielle Form der Knochen, die die Menisken notwendig machen, verschiedene Arten und Funktionen der Bänder usw.).

Dann wurde die Knieverletzung beim Footballer durchgenommen, da sie dort häufig auftritt. Bei uns böten Fussball oder Skifahren die Beispiele. Wie kommt es zu einer Knieverletzung? Ein Beispiel wird geschildert. Ein Angreifer stürmt mit dem Ball nach vorne, schlägt einen Haken um den Verteidiger, das Bein des Angreifers wird bei der Täuschung stark gegen den Boden gestemmt und blockiert. In diesem Augenblick springt der Verteidiger dem Angreifer in die Beine (normale Abwehrsituation). Das Bein des Angreifers kann nicht ausweichen, das Innenband reisst. Weil der Körper bei der Täuschung noch abgedreht wird, werden auch die Kreuzbänder in Mitleidenschaft gezogen. Wie muss nun der Trainer vorgehen?

Ist es ein Bänderriss oder eine Zerrung 1., 2. oder 3. Grades?

Wie kann das der Trainer feststellen?

Wenn eine Operation notwendig ist, welche Möglichkeiten gibt es?

Wie verläuft die Nachbehandlung?

Hier erfuhr ich zum ersten Mal von der «Arthroscopic surgery», die es ermöglicht, einen Athleten nach einer Meniskusoperation in 10 Tagen wieder fit zu haben.

Um das Knie und dessen Verletzungsmöglichkeiten zu besprechen, benötigt Mr. Scott vier Stunden. In dieser Art wurde der ganze menschliche Körper mit seinen Verletzungsmöglichkeiten durchgenommen.

Obwohl mir vieles bekannt war, profitierte ich sehr von dieser Vorlesung. Als junger Turnlehrer wäre ich froh gewesen, hätte ich viele Erfahrungen in Sachen

Sportverletzungen nicht selber machen müssen.

6. History of Education in the USA

Der Stundenplan der TLK-Studenten in Stanford ist nicht genau festgelegt, das heißt jeder Student hat neben der Wahl von Sportfächern auch noch die Möglichkeit, Kurse anderer Fakultäten zu besuchen. Diese Kurse werden ihm für die nötige Anzahl «units» auch angerechnet. Die Studenten belegen Psychologie, Statistik, Sprachen oder auch Geschichte. Ich besuchte die Vorlesung: History of Education in the USA.

Dr. Tyack, der Professor dieser Vorlesung, ist etwa 45jährig, graduated von Harvard. Seine Kleidung und sein Benehmen unterscheidet sich wenig von demjenigen der Studenten. Er ist, wie eigentlich alle Amerikaner, sehr kontaktfreudig. In einem Gespräch bei einem Mittagessen erfuhr ich von ihm, dass er bei Chevrolet als Manager tätig war, bevor er nach Stanford berufen worden war. Seine Business-Kenntnisse schimmerten gelegentlich auch in der Vorlesung durch, besonders wenn er über amerikanische Lehrpläne sprach.

Eine seiner Vorlesungen hat mich speziell beschäftigt. Professor Tyack behandelte das Problem der Emigranten in den USA und deren schulische Entwicklung. Er zeigte uns an Statistiken, dass nordische Einwanderer, namentlich Deutsche und Skandinavier, in der ersten Generation nach der Einwanderung viel häufiger die High School und dann die Universität besuchten, als die Einwanderer aus Italien (für mich nicht unbedingt überraschend). Interessant ist aber, dass in der zweiten und dritten Generation, wenn die Chancengleichheit zu spielen begann, die Italiener ihren «Rückstand» voll aufholten.

7. Der Turnlehrer

Um den amerikanischen Turnlehrer, seine Stellung, seine Arbeit und seine Möglichkeiten näher zu kennen, muss man zuerst allgemein den Lehrer in den USA betrachten.

Der Lehrberuf ist in Amerika kein attraktiver Beruf. Dies zeigt sich bei seinen Arbeitsbedingungen, beim Prestige im Volk und beim Lohn.

Jede Schule hat ihr eigenes Lohnschema, ihre eigenen Arbeitsbedingungen, die unterschiedlich sein können. Nicht einmal alle Lehrer der gleichen Schule erhalten den gleichen Lohn. Der Turnlehrer zum Beispiel verdient weniger als der Mathelehrer.

Das Prestige des Lehrers hängt von der Schule ab. Ein Lehrer der Gunn High School ist besser gestellt als ein Lehrer einer Schule in East Palo Alto. Gunn High School ist eine ausgezeichnet geführte Schule, mit schönen Anlagen und einer anständigen Schülerschaft. Der Bezirk ist reich, so dass die Schule keine finanziellen Probleme kennt. Die Lehrer sind folglich überdurchschnittlich gut bezahlt.

In East Palo Alto, 10 km östlich von Gunn, sieht alles umgekehrt aus. Alte Schulanlage, freche Schüler, weniger gut ausgebildete Lehrer, eben ein armer Bezirk. Zwischen diesen beiden Schulen besteht ein Riesenunterschied!

Der Stellenmarkt für Turnlehrer ist gegenwärtig so übersättigt, dass höchstens 10% aller TLK-Studenten eine volle Turnlehrerstelle erhalten werden. Dieses Problem belastet die wenigsten Studenten, da die meisten gar nicht als Turnlehrer arbeiten wollen. Studium und Beruf müssen in Amerika nicht übereinstimmen! Mit diesem Wissen begreift man besser, dass Nichtturnlehrer an öffentlichen Schulen auch Turnen unterrichten können.

Eine Schule wählt nicht einen Turnlehrer, sondern stellt einen Lehrer ein, der freigegebene Sportfächer unterrichten kann. Es wird zum Beispiel ein Turnlehrer für Volleyball und Badminton gesucht, der daneben noch ein Coaching in Tennis übernehmen kann. Ein Turnlehrer mit anderer Fächerkombination kommt für diese Stelle nicht in Frage. Natürlich geht eine Schule gelegentlich auch Kompromisse ein. Ich kenne eine Turnlehrerin, die eine Activity-Klasse in Fussball übernehmen musste, obwohl sie weder Fussball gespielt hatte noch dessen Regeln kannte (Schüler und Lehrerin hatten übrigens Freude an diesem Kurs). Grundsätzlich gilt, dass sich Bedürfnis einer Schule und Ausbildung des Turnlehrers entsprechen.

Die Turnlehrerausbildung in den USA enthält andere Schwerpunkte als bei uns. Der praktischen Sportfachausbildung wird weniger Bedeutung beigemessen. Während sie im «undergraduate program» existiert, fehlt sie im «graduate program». Der Schwerpunkt der Turnlehrerausbildung im «graduate program» liegt im sporttheoretischen Sektor. Im «graduate program» wird sie erweitert mit sportpsychologischer Ausbildung, die namentlich im Coaching angewendet wird.

In der Turnlehrerausbildung gibt es keine gewichtigen Fächer wie bei uns (Geräteturnen, Leichtathletik, Gymnastik). Jedes Sportfach ist gleichbedeutend dem an-

dern. Die Auswahl unter verschiedenen Sportfächern ist viel grösser als bei uns. Interessant ist die Eigenständigkeit des Tanzprogramms, das nicht in die Turnlehrerausbildung integriert wird.

8. Die Zukunft des Universitätssportes in Stanford

In einem der letzten Gespräche mit Dr. Wes Ruff, Chairman des Athletic Department, schilderte er mir seine Zukunfts vorstellung des amerikanischen Universitätssportes.

Dr. Ruff glaubt, ich hätte während meines Sabbaticals den Höhepunkt der sportlichen Möglichkeiten in Stanford gesehen. Von jetzt an werde es in Stanford, und auch an den übrigen Universitäten, abwärts gehen. Das Athletic Department werde nie mehr so viel Geld zur Verfügung haben wie jetzt. Die Spitzensportler in den Teams werden in naher Zukunft die Sport-Kasse nicht mehr füllen, sie werden den Profit für sich beanspruchen wollen.

Eine düstere Prognose.

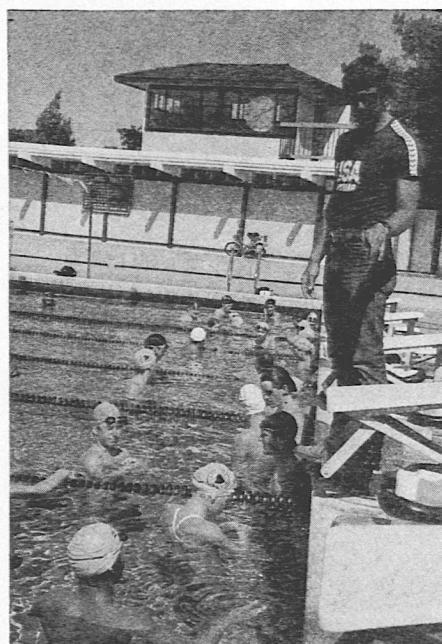
Ich glaube, die Leute in Redwood City, wo ich ein halbes Jahr gewohnt habe, betreiben im Durchschnitt weniger Sport als die Bewohner von Münchenbuchsee, meinem jetzigen Wohnort.

2. Santa Clara International Swim Center

Santa Clara hat den erfolgreichsten und berühmtesten Schwimmklub der Welt. So viele Weltmeister und Olympiasieger hat kein anderer Klub je herausgebracht. Besucht man diesen Center, ist man vorerst eher enttäuscht. Ein 25-Yard-Bassin, ein 50-m-Becken, eine Sprunggrube, dazu eine Tribüne und ein bescheidenes Umkleide- und Administrationsgebäude.

Während des Tages ist der Pool allen Leuten zugänglich, das heisst, viele Amerikaner benutzen ihn als Erholungs stätte.

Morgens ab 5 Uhr 30 bis gegen 10 Uhr und nachmittags von 15 Uhr 30 an trainieren die verschiedenen Leistungsgruppen. Die unterste Gruppe (Kinder ab fünf Jahren) schwimmt wöchentlich einmal eine Stunde. Die Kinder wollen mal «schauen». Die nächste Stufe, gleichaltrige Kinder, trainiert wöchentlich schon dreimal eine Stunde. So werden die Gruppen abgestuft bis zu den Spitzenschwimmern, die das gleiche Pensum trainieren wie das Team in Stanford. Drei Dinge scheinen mir speziell erwähnenswert bei diesem Klub:



Die «zukünftigen Weltrekordler» unter Trainer Mike Yvory vom Santa Clara Swim Center

1. Die Wettkämpferinnen und Wettkämpfer, meist High-School- oder College-Studenten, sind fast ausnahmslos Spitzenschüler. Das harte und zeitraubende Training zwingt sie zur sorgfältigen Planung ihrer Freizeit. Dies spiegelt sich in ihren Schulleistungen.

2. Die Trainingsart hat in den letzten Jahren geändert, die Spitzenschwimmer schwimmen weniger Kilometer, dafür wird im Training mehr auf Qualität geachtet. Mammudistanzen bis 20 km und mehr pro Tag, wie sie zum Teil im Osten geschwommen werden oder wurden, gehören der Vergangenheit an. Das heutige Training ist variationsreicher, und es wird immer auf «speed» geachtet. Dieser Trend soll besonders der Motivation entgegenkommen, wie mir Headcoach Mike Yvory versicherte.

3. Alle Schwimmer sind reine Amateure. Ich war dabei, als der Coach zu den Athleten sprach: «Ihr seid freiwillig hier. Wer nicht schwimmen will, darf nach Hause gehen...!»

3. Die Profiteams in den USA

Vor Jahren waren in den USA die Universitäten die eigentlichen Träger des Spitzensports.



Candlestick Park. Bezeichnend für Baseball: Alle Aktiven stehen herum

Heute hat sich dieses Bild geändert. Noch in der Leichtathletik und im Schwimmen können die Studententeams mit denjenigen der Profi-Teams mithalten. In den anderen Sportarten, in den Spielen wie Basketball, Baseball, Tennis und Football, stehen die Profi-Teams im Rampenlicht. Das Sportmanagement wird dort gleich gehandhabt wie bei den europäischen Spitzenfussballklubs.

Das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Profi-Baseball-Spielers beträgt für die Saison 1981 150 000 Dollar.

Der Spitzensport wird total vermarktet und ist einer der grössten Werbeträger in den USA.

VII. Schlussbemerkungen

In diesem Bericht gebe ich einen Überblick über meine Erfahrungen und Erlebnisse des Studienaufenthaltes. Der Bericht ist allgemein gehalten. Aber ich kann zu jedem Gebiet nähere, präzisere Angaben geben. Auch bin ich gerne bereit, meine vielen Dokumentationen, die ich von Amerika mit nach Hause genommen habe, Interessenten zur Verfügung zu stellen.

Dieser Studienaufenthalt erfüllte meine Erwartungen voll, indem ich einerseits meine fachlich gesetzten Ziele erreichen konnte und anderseits durch zahlreiche schöne Erfahrungen bereichert wurde.

Als erstes hatte ich meiner Familie Unterkunft für einige Monate zu beschaffen. Wir mieteten nicht eine Wohnung. Es bot

sich die Gelegenheit, ein möbliertes Haus mit Hund und Auto zu beziehen. Die Vermieter verreisten für einige Zeit nach Kanada. Sie überliessen uns ihr Haus genau so, wie sie es selber benützten und bestellten nicht einmal die Post ab. Die Nachbarn erwiesen sich von Anfang an als umgänglich, vertraut mit den Lebensüblichkeiten der Region, den vielspurigen Autobahnen nach San Francisco, dem eigenen Wagen für jedes erwachsene Familienmitglied. So wuchsen wir in einer schönen Gegend in den amerikanischen Alltag hinein. Die offene, oft etwas oberflächliche Art der Amerikaner kam uns dabei sehr entgegen. Wir «machten viele friends»; für «good friends» war der Aufenthalt leider zu kurz.

Auf mehreren Ausflügen und einer siebenwöchigen Camperreise sahen wir viele Gegenden im Westen der USA. Wir

lernten vor allem die Nationalparks kennen und schätzen. Diese Parks sind ein einzigartiges Reise- und Erholungsziel. So wurde der Bildungsaufenthalt für mich und meine Familie zu einem eindrücklichen, unvergesslichen Erlebnis.



Collage aus dem Familienalbum: Gerüste auf dem Spielplatz

Coach muss die Disziplin, in der er seine Schüler fördert, nicht unbedingt vorzeigereif beherrschen. Aber er versteht zu beobachten, Stärken und Schwächen des Schülers zu sehen, Ratschläge zu geben, Fragen zu beantworten. Das lässt sich, ins Sprachliche gewendet, mit dem eindringenden, verstehenden Lesen von Schülertexten vergleichen, mit dem Antwortsuchen auf die Frage: Was will der Schreiber «eigentlich» sagen? Wie kann ich ihm gezielt helfen? Was für Aufbauformen sind ihm gemäss? Wie soll er in bestimmten Situationen seinen eigenen profilierten Ausdruck finden, ohne sich von Stilvorbildern, von rigidien Normen entmutigen zu lassen? Wie kann er seine persönlichen Erfahrungen sammeln und zu Wort bringen? Wie habe ich mich als Lehrer zu verhalten, dass er nicht ein bloß Belehrter, vielmehr ein engagierter Lerner wird? – In Hermann Burgers Schulmeisterroman «Schilten» gibt es eine paradoxe, herausfordernde Feststellung: Was lehrbar ist, ist nicht wert, dass man es lernt. Könnte dies, im Licht von Peter Mürners Beobachtungen zum Coaching und zum Surfen nach amerikanischer Ganzheitsmethode, nicht heissen: Lehre und Belehrung muss von jedem einzelnen Schüler anverwandelt werden in einen Lerngegenstand nach seinen Massen? Dergestalt wird auf dem Recht jedes einzelnen beharrt, individuell, auf seine Weise sich etwas einzuvorleben, Grundrecht jeder freiheitlichen Pädagogik, die das Gegenteil von diktatorischer Dressur und Indoktrination ist.

*

Nir hoffen mit der Veröffentlichung dieses Berichtes auch der Kommission für Lehrerfortbildung einen Dienst zu erweisen. Artikel 11 der Verordnung über die Fortbildung der Lehrerschaft (20. Dezember 1973) verlangt: «Nach Beendigung des Urlaubes hat der Beurlaubte der zuständigen Zentralstelle zuhanden der Erziehungsdirektion einen ausführlichen Bericht über seine Tätigkeit während des Urlaubes einzusenden.» Mit einigen Ergänzungen enthält diese «Schulpraxis» den Bericht, den Peter Mürner der Zentralstelle für Lehrerfortbildung eingereicht hat. Seine Arbeit zeigt, was ein solcher Bericht für Anregungen geben kann. Sollten nicht auch andere, bisher unveröffentlichte Berichte durch Ausleihe für die Lehrerschaft greifbar sein? Ideale Lektüre für Denkpausen, das heisst nicht Pausen vom Denken, sondern *fürs Denken*.

Hans Rudolf Egli

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» (Auswahl)

Nr.	Monat	Jahr	Preis	Titel
1	Januar	73	3.—	Deutschunterricht
2/3	Febr./März	73	3.—	Bücher für die Fachbibliothek des Lehrers
4/5	April/Mai	73	3.—	Neue Mathematik auf der Unterstufe
6	Juni	73	3.—	Freiwilliger Schulsport
7/8	Juli/Aug.	73	3.—	Zur Siedlungs- und Sozialgeschichte der Schweiz in römischer Zeit
9/10	Sept./Okt.	73	3.—	Hilfen zum Lesen handschriftlicher Quellen
11/12	Nov./Dez.	73	3.—	Weihnachten 1973 – Weihnachtsspiele
1	Januar	74	3.—	Gedanken zur Schulreform
2	Februar	74	3.—	Sprachschulung an Sachthemen
3/4	März/April	74	3.—	Pflanzen-Erzählungen
5	Mai	74	3.—	Zum Lesebuch 4, Staatl. Lehrmittelverlag Bern
6	Juni	74	3.—	Aufgaben zur elementaren Mathematik
7/8	Juli/Aug.	74	3.—	Projektberichte
9/10	Sept./Okt.	74	3.—	Religionsunterricht als Lebenshilfe
11/12	Nov./Dez.	74	3.—	Geschichte der Vulgata – Deutsche Bibelübersetzung bis 1545
1/2	Jan./Febr.	75	3.—	Zur Planung von Lernen und Lehren
3/4	März/April	75	3.—	Lehrerbildungsreform
5/6	Mai/Juni	75	3.—	Geographie in Abschlussklassen
7/8	Juli/Aug.	75	3.—	Oberaargau und Fraubrunnenamt
9	September	75	3.—	Das Emmental
11/12	Nov./Dez.	75	3.—	Lehrerbildungsreform auf seminaristischem Wege
15/16	April	75	4.—	Schulreisen
5	Januar	76	3.—	Gewaltlose Revolution, Danilo Dolci
13/14	März	76	3.—	Leichtathletik
18	April	76	3.—	Französischunterricht in der Primarschule
22	Mai	76	3.—	KLunGsin – Spiele mit Wörtern
26	Juni	76	3.—	Werke burgundischer Hofkultur
35	August	76	3.—	Projektbezogene Übungen
44	Oktober	76	3.—	Umweltschutz
48	November	76	3.—	Schultheater
4	Januar	77	3.—	Probleme der Entwicklungsländer (Rwanda)
13/14	März	77	3.—	Unterrichtsmethoden
18	Mai	77	3.—	Korball in der Schule
21	Mai	77	3.—	Beiträge zum Zoologieunterricht
26–31	Juni	77	3.—	Kleinklassen/Beiträge zum Französischunterricht
34	August	77	3.—	B. U. C. H.
39	September	77	3.—	Zum Leseheft «Bä»
47	November	77	3.—	Pestalozzi, Leseheft für Schüler
4	Januar	78	3.—	Jugendlektüre
8	Februar	78	3.—	Beiträge zur Reform der Lehrerbildung im Kt. Bern
17	April	78	3.—	Religionsunterricht heute
25	Juni	78	3.—	Didaktische Analyse
35	August	78	3.—	Zum Thema Tier im Unterricht
39	September	78	3.—	Australien 2.50 Arbeitsblätter Australien (8 Blatt A4) 2.50 Arbeitsblätter (9 Blatt A4)
43	Oktober	78	3.—	Geschichte Berns 1750–1850, Museumspädagogik
4	Januar	79	3.—	Lehrer- und Schülerverhalten im Unterricht
8	Februar	79	3.—	Die Klassenzeichnung
17	April	79	3.—	Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs
25	Juni	79	3.—	Alte Kinderspiele
35	August	79	3.—	Umgang mit Behinderten
43	Oktober	79	3.—	Theater in der Schule
5	Januar	80	3.—	Bernische Klöster 1. Die ersten Glaubensboten
9	Februar	80	3.—	Denken lernen ist «Sehen-lernen»
17	April	80	3.—	Leselehrgang KRA
26–29	Juni	80	3.—	«Gehe hin zur Ameise...»
35	August	80	3.—	Von der Handschrift zum Wiegendruck
5	Januar	81	3.—	Geh ins Museum!
13	März	81	3.—	Handwerklich-künstlerischer Unterricht
22	Mai	81	3.—	Geschichten und/oder Geschichte?
35	August	81	3.—	Landschulwoche Goumois
42	Oktober	81	3.—	Rudolf Minger und Robert Grimm
4	Januar	82	3.—	Hindelbank (Projektunterricht)
12	März	82	3.—	Turnen und Sport in Stanford

Die Preise sind netto, zuzüglich Porto (keine Ansichtssendungen)

Mindestbetrag je Sendung Fr. 5.— zuzüglich Porto

Mengenrabatte: 4–10 Expl. einer Nummer: 20%, ab 11 Expl. einer Nummer: 25%

Bestellungen an:

Keine Ansichtssendungen

Eicher+Co., Buch- und Offsetdruck

3011 Bern, Speichergasse 33 – Briefadresse: 3001 Bern, Postfach 1342 – Telefon 031 22 22 56

*Was haben Sie davon, daß
der rotring 2000 isograph
so gut „atmet“?*

Die präziseren
Linien.



Durch eine Reihe konstruktiver Veränderungen haben wir das feinfühlige Druckausgleichs-System noch weiter optimiert. So gewährleistet der rotring 2000 isograph – unter allen Betriebsbedingungen – stets präzise, konstante, normgerechte Linien.

Ein Grund mehr für den weltweiten Erfolg unserer Präzisions-Tuschefüller.

rotring
zeichnen und schreiben

